

Goldene Blumen.

Criminalroman von Champol.

(22. Fortsetzung.)
Ihr Vetter gesehener, ein bescheiden, anspruchsloser Mann, hatte sich währenddessen ein Vermögen erworben, und nun kommt Ihnen, da Herr Dulaurier ja bedeutend älter war als Sie, der Gedanke, mit seinem Erbe Ihre zerrütteten Vermögensverhältnisse wieder zu ordnen. Seine unerwartete Verheiratung verursacht Ihnen eine Enttäuschung, die Sie kaum zu verbergen vermögen. Den hochzeitstagen sogar fällt Ihre mitmüthige Miene auf. Trotzdem verleben Sie häufig im Hause Ihres Veters, wo Sie stets herzlich aufgenommen werden. Wie aber lohnen Sie diese Gastfreundschaft? Sie selbst übergehen zwar zartfühlend diesen Punkt, Frau Dulaurier aber hat den Muth gehabt, alles zu gestehen. Jung und unerfahren, läßt sie sich von Ihnen zu einigen Unbesonnenheiten hinreißen, das Pflichtgefühl aber führt sie bei Zeiten auf den rechten Weg zurück. Sie weiß Ihre Schuldigkeiten zurück. Außer sich über diese neue Enttäuschung, rächen Sie sich dadurch, daß Sie Ihren Vetter gegen seine Frau aufheben. Eheliche Streitigkeiten brechen aus, bei denen Sie als Vermittler auftreten, und diese Stimmung Ihres unglücklichen Verwandten benützen Sie nun, ihn zur Abfassung eines zu Ihren Gunsten lautenden Testaments zu veranlassen. Frau Dulaurier sieht zwar alles, schweigt jedoch aus Großmuth; sie bittet nun inständig ihren Gatten, mit ihr eine Insinuation zu verlassen. Er willigt ein. Sie weist keinen Ausweg, als ohne Ihr Wissen abzureisen, und erst nachdem Ihr Einfluß auf Herrn Dulaurier aufgehört hat, gelingt es ihr, sich mit ihrem Gatten auszusöhnen.
„Drei Wochen später kamen Sie in den Pyrenäen wieder mit den Eheleuten zusammen. Frau Dulaurier behauptet, Sie hätten dieses seltsame Testamentes mit Ihrem Vetter verabredet, und Ihre hastige Abfahrt von Tarbes spricht für diese Vermuthung. Mit was für Absichten sind Sie gekommen? Welchen Eindruck machte die Ausführung der beiden Gatten auf Sie? Ihre Geldverlegenheiten hatten sich gesteigert. Vor dem Abmarsch in's Lager von Lannemezan hatten Sie Wechsel umsetzen müssen. Ob Ihnen nun erst beim Anblick des undorftichtig über den Abgrund sich neigenden Veters der Gedanke kam, sich seiner bei dieser Gelegenheit auf bequeme Weise zu entledigen und Vermögen und Weib an sich zu reißen, oder ob es ein lang vorher gefaßter Plan war, ich weiß es nicht, brauche es auch nicht zu wissen. Eines aber ist sicher, um Ihre Frage vorhin zu beantworten: daß Sie derjenige sind, der aus dem Verbrechen den größten Vortheil zieht.“
Der Richter schwieg. Die teuflische, von Seelidie eingeleitete Darstellung war bedächtig, und in der That, zu verwundern war es nicht, wenn sich jemand von diesem genialen Schurkenstück, von dieser wunderbaren Mischung von wenig Wahrheit und viel Lüge täuschen ließ. Allein wie immer, so gab es auch hier schwache Punkte, eine Wreche, an der angekratzt werden konnte.
„Da Sie den Aussagen Frau Dulaurier's so großes Gewicht beilegen,“ antwortete Vincent verächtlich, „so sollte diese Ihnen doch auch den Beweis geliefert haben, erstens, daß das Testament vorhanden ist, und zweitens, daß ich sein Vorhandensein gekannt habe.“
„Frau Dulaurier versichert, daß es da ist.“
„Ich bezweifle es.“
„Sie behaupten auch, daß Sie sein Vorhandensein kennen.“
„Ich leugne es.“
Die Gerichtskommission wechselte seltsam die Rollen, dann fuhr der Richter eindringlich fort:
„Bestimmen Sie sich genau, Herr Hauptmann. Sind Sie wirklich ganz sicher, das Testament des Herrn Dulaurier niemals in Händen gehabt zu haben?“
„Niemals.“
„Können Sie diese Behauptung mit Ihrem Ehrenworte bekräftigen?“
„Ja, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Mann und Soldat.“
Ruhig sprach Vincent diese Worte, diesmal wenigstens war er gewiß, nicht Lügen gestraft zu werden.
Wieder sahen sich die Richter an.
„Herr Hauptmann,“ wandte der Staatsanwalt, der schon lange gern ein Wort angebracht hätte, ein, „Sie sehen, wir lassen die vorgeschriebenen Formalitäten beiseite und thun alles, um einen Scandal zu vermeiden, allein, ehe wir dieses Haus verlassen, müssen wir uns eine feste Ansicht über den Fall gebildet haben. Gestatten Sie also, daß wir uns trotz Ihres Ehrenwortes persönlich überzeugen, ob sich dieses Testament nicht, wie behauptet wird, in Ihrer Wohnung befindet.“
Nun endlich begriff Vincent den Zweck der begonnenen Hausfuchung. Seiner Ansicht nach nahm die Sache jetzt eine günstige Wendung.
Er zog einen kleinen Schlüssel aus

den jetzt wieder zugeschlossen, worauf man den Offizier bat, sich zum Fortgehen vorzubereiten. Als er in sein Ankleidezimmer ging, um die taum geöffnete Kofferstange wieder an sich zu nehmen, bemerkte er, daß der Polizeikommissar ihm folgte.
Wieder war er versucht, bitter aufzulachen. Glaubte man denn, er würde sich eine Kugel durch den Kopf jagen? Freilich einen Ausweg sah er jetzt selbst nicht mehr. Hätte er seinen Fall bei einem anderen erlebt, er würde auch sicherlich gesagt haben: Dieser Mann ist schuldig!
Der Bursche, den man nach einer Drohschuldigkeit hatte, kam, noch immer ganz befüßt, zurück, und Gerbault sah, den Wagen vor dem Gartenthor halten zu lassen und seine Privatstiege hinunterzugehen. Seine Bitte wurde gewährt und auch sonst behandelt man ihn rückwärts. Die Gerichtskommission hatte sogar das Recht, leiser als sonst die Treppe hinunterzugehen, was dem Hauptmann nicht entging. Seine ganze Aufmerksamkeit war überhaupt nur auf die Gegenwart gerichtet — an die Zukunft dachte er nicht mehr.
Nun waren die letzten Stufen der Treppe erreicht. Diese mündete auf einen kleinen, schmalen Vorplatz mit zwei Thüren, von denen die eine in den Garten führte, während die andere, eine kleine Tapentür, die Verbindung mit dem Erdgeschosse vermittelte.
Vincent erinnerte sich nicht, diese Thüre je offen gesehen zu haben; er wußte nur, daß sich dahinter der lange Gang und ganz in der Nähe das Zimmer der beiden jungen Mädchen befand.
„Gehen wir uns,“ sagte er bebend vor Ungebuld.
Seine Hand zitterte ein wenig, als er den Schlüssel zur Ausgangstüre herbeiholte und ein leises Klirren ertönte, das ihn veranlaßte, mit einem ängstlichen Blick nach der Tapentür zu wiederholen:
„Gehen wir uns.“
„Aber es war schon zu spät.“
Anstehend öffnete sich die Tapentür, und dicht vor sich sah der Verhaftete Gelle's weiße Gestalt und hinter ihr Germaine mit Frau Lancelot. Ueberall waren die Gerichtsherren fest gebunden. Wie hätten sie auch vorübergehen können, ohne einer solch' lieblichen Erscheinung nicht wenigstens einen Blick zu schenken. Gelle aber war in diesem Augenblicke nicht nur schön — ein überirdischer, halb zaubernder, halb beängstigender Glanz umstrahlte sie, der die Wände aller umherstehender Möbel an sich zog.
Sprachlos stand der Unteruchungsrichter da, während Gelle geradewegs auf ihn zuging und mit ihrer eigenhümlich träumerischen Stimme sagte:
„Wer sind Sie, und was wollen Sie?“
Dieser neuen Prüfung stand zu halten, ging nun aber über Vincent Gerbault's Prärie, und wie wahnsinnig stürzte er dem Auszuge zu, während die anderen, die einen Fluchversuch vermurtheten, ihm nachsahen.
Gelle aber vertrat allen den Weg und fuhr, immer mit derselben Stimme, fort:
„So warten Sie doch ein wenig. Nicht wahr, diese Herren sind Gerichtsherren? Sie wissen, daß Herr Dulaurier ermordet worden ist, und glauben — weil man es ihnen eingegeben hat — der Herr Hauptmann sei dabei beteiligt.“
„Ja, das ist wahr!“
Ein Schrei der Entrüstung entfuhr einem der Gerichtsherren, während man die bis dahin mit offenem Munde dastehende Frau Lancelot wie ein verwundeter Stier aufwühlte und die entsetzten Herren so lange mit einer Plut von Vorwürfen überschüttete, bis ihr der Athem ausging.
Vincent hörte kaum ihre Worte, denn neben ihm stand Germaine mit einem Ausdruck, wie er ihn zwar ersehnt, aber noch niemals an ihr gesehen hatte. Erregung, Angst, Sorge ein Gefühl, das ihre gebornete Juristensstellung übermächtig, sprach aus ihren Zügen, aus ihrer ganzen Haltung, und dieser Anblick war so unerwartet, so donnernd und grauam zugleich, daß Thränen Gerbault's Stimme zu ertönen drohten, als er sagte:
„Nicht wahr, Germaine, was auch kommen mag, Sie wenigstens werden nicht an mir zweifeln?“
„Ja!“
Ihr Ton, ihre Bewegung nach ihm hin drückten zur Genüge aus, was sie nicht mehr sagen konnte; denn schon hatte Gelle wieder das Wort ergriffen.
Verwüthend, liebe Tante,“ sagte sie, zu Frau Lancelot gewandt, „Iren ist menschlich, wenn man eine Sache nicht mehr liebt hat. Ich aber werde den Herren jetzt sagen, was ich weiß.“
Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirne, ihre Züge hellten sich auf, und die überirdische Erscheinung wurde plötzlich zu einem körperlichen, vernünftigen Wesen, das auch die Gerichtsherren sofort mit anderen Augen ansahen.
Lebhaft machte der Richter einen Schritt vorwärts. „Sie haben ein Zeugniß abzulegen, mein Fräulein?“
„Ja.“
„Wollen Sie sich zu diesem Behufe in mein Ankleidezimmer bemühen oder unsere gegenwärtige Anwesenheit dazu benötigen?“

„Ich will lieber gleich hier mit Ihnen sprechen.“
Was sie wohl zu sagen hatte? Vincent ahnte es nicht. Allein schon diese, sich zu seiner Verteidigung erhebende Stimme zu hören, rührte ihn tief.
Gelle lehnte sich an die Wand. Die größte Anspannung ihrer Nerven allein hielt sie aufrecht, und vielleicht fürchtete sie, diese künstliche Kraftentwässerung möchte nicht lange genug vorhalten, denn rasch fielen die Worte von ihren Lippen:
„Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich durchaus nicht in die Angelegenheit eingeweiht bin und nichts von dem weiß, was dort oben verhandelt worden ist. Ich kann nicht einmal voraussetzen, ob das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, Werth für Sie hat. Allein ich denke, eine wahrheitsgetreue Enthüllung kann dem Herrn Hauptmann, der ungeschuldig ist, nur zum Vortheil gereichen. So hören Sie denn, was ich neulich in der Nacht von Montag auf Dienstag vor der Rückkehr des Herrn Hauptmannes erlebt habe.“
Gespinnne Aufmerksamkeit lag auf allen Gesichtern; auch Frau Lancelot und Germaine schienen nicht zu wissen, um was es sich handelte, denn ihre Züge trugen einen Ausdruck ängstlicher Neugierde.
Gelle fuhr fort:
„Nachdem ich den Tod des Herrn Dulaurier in der Zeitung gelesen hatte, legte ich mich in großer Erregung zu Bett. Man glaubte, ich werde schwerkrank, und so hat Germaine bis zwei Uhr an meinem Bette gewacht. Dann legte sie sich schlafen, und Tante Lancelot nahm ihre Stelle ein. Die arme Tante aber war so müde, daß sie in ihrem Lebenslauf einschlummerte.“
„Ja, lieber,“ gestand Frau Lancelot.
„Ich allein schlief nicht. Entsetzliche Gedanken gingen mir durch den Kopf. Dieser Tod des Herrn Dulaurier ist sehr auffallend, sagte ich zu mir selbst, und eine innere Stimme antwortete mir: Jemand hat diesen Tod absichtlich herbeigeführt, und diese Person wird auch anderen noch Böses anthun. Ich will den Namen dieser Person nicht nennen; Sie, meine Herren, sind ja Richter, denen die Mittel zu Gebote stehen, auch das Verborgene zu erschaffen. Sie werden schon selbst auf den Namen kommen. Auch der Gedanke an Hauptmann Gerbault beunruhigte mich, als drohe ihm eine Gefahr. Plötzlich gegen drei Uhr hörte ich ein, allerdings nur ganz leises, kaum merkliches Geräusch. Sie wissen ja, wie fein das Gehör bei Nacht ist, und so vernahm ich ganz deutlich Schritte die Treppe heraufkommen. Ich dachte zuerst, es sei Hauptmann Gerbault, der zurückkehrte, aber das war unmöglich, denn niemals hätte er so leichten Ganges heraufgehen können. Einen Augenblick kam mir sogar der Gedanke, es sei eine umherstreichende Rabe.“
„Aber Raben geben nicht allein in Zimmer mit geschlossenen Thüren, und das leise Tappeln ließ sich jetzt gerade über meinem Kopfe im Schlafzimmer des Herrn Hauptmannes, dann im Salon und schließlich wieder auf der Treppe vernehmen. Nun ersah ich mich wilde Angst, aber nicht jene Art, bei der man juristisch über sich vertritt, sondern im Gegentheil jenes Gefühl banger Sorge, das einen unaufhaltsam vorwärts treibt. Ich sprang also aus dem Bett, werfe meine Schlafrock über, laufe den Gang entlang und komme an dieser Stelle hier in gleichem Augenblicke an wie die herunterkommende Person. Weder sie, noch ich hatten ein Licht.“
„Wer ist das?“ rufe ich. Ohne zu antworten, bleibt die Person stehen. Ich sah sie nicht und hörte nun auch nichts mehr von ihr. So tappe ich suchend im Finstern umher, bis ich endlich dort drüben in der Ecke etwas fühle. U. zwar die kalten Eisen Kleider. Die Person war also eine Frau. Ich packe sie am Arme und rufe um Hilfe. Allein sie war stärker als ich. Sie befreite sich und entwich, ohne daß ich ihr hätte folgen können. Als Germaine und meine Tante ankamen, war sie nicht mehr da.“
Athemlos hatte jedermann zugehört. Nun richtete sich Hauptmann Gerbault auf.
„Das Testament!“ rief er frohlockend. „Jetzt haben wir die Erklärung. Frau Dulaurier hat sich in meine Wohnung geschlichen und das Testament durch den Spalt der Schublade geschoben.“
Jetzt klärte sich alles auf; er kämpfte nicht mehr gegen eine dunkle Nacht. So klar erwiesene erschien ihm seine Unschuld, daß er sich erstaunt fragte, warum der Untersuchungsrichter nicht sofort seinen Irrthum bekannnte und um Entschuldigung bat.
Dieser aber behielt seine unauslöschliche Miene bei, während er die Frage stellte: „Wie hätte jemand von außen in die doch sicherlich abgeschlossene Wohnung des Hauptmannes kommen können?“
Mein Schlüssel hängt an der Thüre.“
„Und um bis hierher zu kommen?“
„Es wird häufig veräußert, die Gartentür zu verriegeln,“ rief Frau Lancelot.
„Und wie gelangt man in den Garten?“
Frau Lancelot wurde verlegen. Der Garten war von einer Mauer umgeben, und das auf die Straße mündende Thor blieb immer verschlossen.
Da durchblitzte eine Erinnerung Vincent's Hirn.
„Mein Hauptschlüssel! Der Schlüssel, den ich letzten Winter bei Dulaurier's verloren zu haben glaubte, und

den man mir ohne Zweifel entwendet hat.“
„Ja richtig!“ rief Frau Lancelot. „Man mußte einen neuen machen lassen, ich habe noch die Quittung des Schlossers.“
Die Sache wurde immer klarer und einleuchtender. Wie kam es nur, daß der Richter sein überlegenes Lächeln behielt?
Wieder wandte er sich an Gelle: „Sie allein haben also die Anwesenheit einer fremden Person auf der Treppe beobachtet?“
„Ja.“
„Ihre Frau Tante und Ihre Fräulein Schwester haben nichts gesehen?“
„Nein.“
„Und was haben diese gesagt, als Sie Ihr Erlebnis erzählten?“
„Ich habe es ihnen nicht erzählt, wenigstens keine Einzelheiten.“
„Warum nicht?“
„Um sie nicht zu beunruhigen.“
„Und ausgefragt hat man sie auch nicht?“
„Nicht viel.“
„Und doch mußten Ihre Angehörigen sehr erschrocken gewesen sein, als Sie sie mitten in der Nacht allein hier fanden?“
Gelle antwortete nicht. Sie wurde sehr blaß und lehnte sich an Frau Lancelot, die jede neue Frage des Richters mit einem wüthenden Achselzucken begleitete.
Dieser fuhr mit gutmüthiger Zudringlichkeit fort:
„Wahrscheinlich haben Sie sich deshalb so rasch zufriedengegeben, weil Sie schon öfters vorgekommen ist, daß Sie in Fieber Lärm gehört und sich eingebildet haben, es bringe jemand Unbefugtes in's Haus. Und weil Sie Ihrer Sache nicht sicher waren, haben Sie es auch nicht gewagt, das, was Sie zu sehen glaubten, Ihren Angehörigen zu erzählen. Ist es nicht so?“
Ihre ganze Kraft zusammenfassend, richtete sie Gelle auf.
„Ich bin wohl krank, aber nicht verdrückt. Es ist so, wie ich behaupte. Ich habe übrigens auch einen Beweis, einen handgreiflichen Beweis.“
(Fortsetzung folgt.)

Portugals Riviera.
Cascaes, Coril, Figueira da Foz, Espinho u. s. w. sind dem Portugiesischen Spanien und mandem Ausländer, der das Geheimniß dieser Orte bereits entdeckt hat, Namen, die ihnen ebenso schön wie Ostende, Biarritz und andere berühmte Badeorte Europas klingen mögen. Worte, die Erinnerungen an Meeresstränden und fröhlichen Strandleben wachrufen, die von Erholung und Sorglosigkeit erzählen, und die dabei noch den großen Vorzug haben, in Bezug auf Klima und Umgebung an die Riviera oder Neapel zu erinnern.
Man kann sich kaum einen schöneren Strand als den portugiesischen vorstellen! Im Westen verliert sich der Ozean im Unendlichen, mit freundlicher, milder Majestät, nicht lärmend und tobend wie in den nördlicheren Breiten. Den Hintergrund bilden in den Provinzen am Minho und Menego hochragende Wälder aus Eibeltannen, Myrthenbäumen an den Flußläufen, und ganze Felder von blühenden und duftenden Rosen. Im Süden des Königreiches ist die Vegetation weniger üppig, dafür aber fremdartiger mit den kleinen Palmbäumen, Drangpflanzen und mit den riesigen Kakusgehäusen.
In der Hauptstadt und in den Städten des Inneren hat die große sommerliche Auswanderung an die Gestade des Ozeans begonnen. Der Hof und ein großer Theil der reichen und vornehmen Gesellschaft begeben sich nach Cascaes und Estoril, an die sogenannte portugiesische Riviera, die von Lissabon aus in einer halben Stunde mit dem Schnellzuge erreicht werden kann. Dort an der Mole, von drei Seiten vom Ozean umspült, befindet sich die Sommerresidenz der portugiesischen Königsfamilie, die Citadelle. Als Festung mag sie wenig taugen, obgleich die eingeborenen Straten das Gegentheil behaupten, als Königschloß aber nimmt sie sich vortheilhaft aus. Hinter den mittelalterlichen Wällen finden wir den raffinierten Luxus der Jetztzeit. Sehr hübsch breitet sich unter den Mauern der Signalstation eine schöne Terrasse aus, auf der Dom Carlos regelmäßig seine große Havannah zu rauchen pflegt, die ja auf seiner Karrikaturzeichnung des Königs im Jn- oder Auslande fehlen darf. Nachlässig über eine der blanken Kanonen gebeugt, schaut er den Fischerbooten zu, wie sie sich auf dem Ozean tummeln, oder er blickt auf die Strandpromenade hinab und lächelt seinen Bekannten zu. . . er kennt ja jedermann in Cascaes, und da hier die sonst recht strenge Etikette in Vergessenheit geräth, so nimmt Dom Carlos regen Antheil an allen Vergnügungen des Strandlebens.
So ist er unter anderem auch einer der eifrigsten Gäste des Sportingclubs, dessen Säle er meistens im leichten Tennis- oder Jagdstadium zu betreten pflegt. Dort liest er wie jeder andere seine Zeitung oder spielt draußen auf dem Plage mit einigen jungen Damen Tennis, ein Spiel, in dem er es zu einer wirklichen Meisterschaft gebracht hat, und dem er weit mehr Zeit als den Regierungsgeschäften widmet.
Man würde es bei seiner ungezogenen Art und Weise ganz vermissen, einen König vor sich zu haben, wenn nicht jede Dame, der er zufällig die Hand zum Gruße reicht, einen Kuß

auf dieselbe brücken würde. Es erscheint das um so auffälliger, da die Herren dem Könige nicht die Hand zu küßen pflegen.
Auch am Strande mischt sich Dom Carlos unter das gewöhnliche Publikum und scheut sich nicht, vor Herren und Damen in Badestium einherzugehen. Diese Tracht sieht ihm nicht besonders gut, da das sorglose Leben ihn recht die gemacht hat und ein anscheinlicher Schmerzbauch seine sonst so schmutzige Erscheinung entstellt.
In Portugal gibt es keine Scheidung zwischen Herren- und Damenbad, und beide Geschlechter vertrauen sich gemeinsam den blauen Wellen des Ozeans an. So besucht denn auch die Königsfamilie den gemeinsamen Badestrand und die Unterthanen verlieren deshalb ihren Respekt nicht, wenn sie den König neben sich im Wasser herumschwimmen sehen.
Cascaes und Estoril waren noch vor wenigen Jahren ihrer Spieltempel wegen berüchtigt. Ramentlich Mont' Estoril war dazu ausersehen, Monte Carlo eine gefährliche Konkurrenz zu machen, und ein prächtiges Gebäude war von einer internationalen Gesellschaft zu diesem Zwecke errichtet worden, in dem allabendlich die Roulettelugeln fröhlich sprangen und ganze Vermögen über den grünen Tisch rollten. Infolge von veränderlichen Klagen sah sich aber die gegenwärtige Regierung des Herrn Henrique Ribeiro gezwungen, ein Spielverbot zu erlassen, das den gewaltigen Aufschwung Estoril's ein wenig gebremmt hat. Zwar wird es nicht allzuweit durchgeföhrt, da in manchen etwas weiter abgelegenen Badeorten, wie namentlich in Figueira da Foz, ungehindert und in großem Stille „fortgejezt“ wird, aber mit der Konkurrenz für Monte Carlo ist es doch fürs erste zu Ende. Nun leidet es allerdings, daß eine erwartete liberale Regierung das Spielverbot wieder aufheben und sowohl in Mont' Estoril als auch in Madeira die Errichtung zweier großer Spielbanken gestatten wird. Eine Maßnahme, die die Presse und die öffentliche Meinung hier mit Freuden begrüßen. Ja, es heißt hier sogar allgemein, daß die fürstlich-hohenloheschen Sanatorien auf Madeira mit einer großen Spielbank verbunden werden sollen.
Wunderbar schön sind die Abende und Nächte am portugiesischen Strande! Dann darf man sich in ein Märchenland versetzt glauben, das man niemals wieder verlassen möchte. Auf der Straße nach der berühmten „Boca do Inferno“ (Höllenschlund) in Cascaes fahren hübsche Equipagen im Mondschein hin und her, aus denen lachende Frauengesichter grüßen, dort ziehen junge Leute dahin und singen unter Begleitung ihrer Gitarren die melancholischen Fados. Auf den Terrassen und Plätzen spielen Musikchöre, der Strand ist venetianisch erleuchtet und das Meer phosphoreszirt weit in die dunkle Nacht hinaus! Es sind die Stunden des Flirts und der Liebe. . . und wie so manches Fensterlein öffnet sich wohl, wenn der Fado verklungen und nur noch die Sterne am Himmel Wache halten!
Diejenigen Badegäste, die das höfische Treiben der Modebäder in Cascaes und Estoril stieben wollen, begeben sich an beschönigtere Strände, wie Povo d'Arcos, Paredes, Nazareth, St. Martino u. s. w. oder nach dem fröhlichen Figueira da Foz mit seinen vielen Tausenden von spanischen Badegästen, die dem ganzen Landes einen ungezogenen, ausgelassenen Ton zu geben verstehen. Auch ist der Aufenthalt dort billiger, da die Damen weniger für Toiletten auszugeben brauchen und nicht der öffentlichen Verachtung ausgesetzt sind, wenn sie nicht wenigstens täglich in einem neuen Kostüme erscheinen. Und was eine Damentoilette in Portugal kostet, das weiß nur der, der das Unglück hat, eine solche kaufen zu müssen.
Dank dem warmen südlichen Klima pflegen die Portugiesen das Strandleben bis weit in den November hinein auszubehnen, wo die ersten Regentage drohen und wo die Sommerhitze dem kühleren Herbstwetter zu weichen beginnt. Die meisten Badeorte liegen tann verödet da, nur Estoril weilt auch im Winter einen regeren Verkehr auf, weil es seines herrlichen, milden Klimas wegen vielen Familien, namentlich den Deutschen Lissabons als Winteraufenthaltsort dient.

Gia popcia.

Das Schummerlied ist die älteste aller Kinderweisen. Viele Wiegenreime, hauptsächlich österrische und schlesische, beginnen mit dem fremd klingenden „Gia popcia“ und man hat diese räthselhafte Eingangsformel aus einem griechischen Ammenlied herleiten wollen. Doch halten andere dies wieder für einen gelehrten Irrthum. Zur Erklärung des hellenischen Ursprungs erzählt man sich: Als nach den Kreuzzügen mehrere babenbergische Markgrafen von Oesterreich sich mit griechischen Prinzessinnen verheirateten, kamen auch Kammerfrauen und Kinderwärterinnen mit aus Konstantinopel, die in Gesang und weltlichen Kunstfertigkeiten gut unterrichtet waren. Durch diese wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts, also zur Zeit Leopolds VI., ein griechisches Einschläferliedchen in der Dittmar eingeföhrt. Es verbreitete sich sehr schnell in allen Gauen und wurde in „Gaidel puppelel, Gaidel puppelel“ umgeformt, woraus schließlich „Gia popcia“ entstanden ist.